

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 65. Bromberg, den 20. März 1937

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(26. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Nun war er in München . . . zum erstenmal in seinem Leben. Er unterhielt sich mit Leuten, die er nie im Leben gesehen, trank, unbekümmert, ob es ihm heilsam war oder nicht, seine zwei, drei Maßkrüge, verzehrte seinen Rettich dazu, und fühlte sich wie mit einem Zauberschlag von allen Fragen und Skrupeln befreit, fühlte sich nicht mehr als einsamer, kranker, sondern als freier, gesunder, in die weite Welt und ihren vielfarbigen Genuß mit neuerwachtem Mut hineinreisender Mann. Am liebsten wäre er in Deutschland geblieben, in dem er nun einmal mit seiner ganzen Seele wurzelte. Aber der Arzt hatte ihm den Süden als das beste Heilmittel für sein Leiden verordnet. So begab er sich an einem regnerisch trüben Septembermorgen auf die weite Reise in den Süden.

*

An einem lauen Septemberabend traf Friedrich Vandekamp in Florenz ein.

Er wählte ein ihm unterwegs empfohlenes Hotel, das eine so günstige Lage im Mittelpunkt der Stadt hatte, daß er sich gleich am ersten Abend zu einem Gang durch die Straßen anschickte und unversehens auf den Domplatz gelangte.

Und da — war es ein Luftgebilde, was sich da vor seinen staunenden Augen auftat? Eine Fata Morgana, die in ihrer fassungslos machenden Schönheit zaubergleich emporstieg und vielleicht ebenso schnell zerrann, wie sie gekommen war?

Dicht aneinander geschmiegt, als bildeten sie eine von geheimem Leben fließende Einheit, drei Marmorkolosse . . . nein, keine Kolosse . . . drei hingehauchte von weißem Licht magisch überströmte Bauten von unaussprechlicher Anmut und Zartheit . . . drei steingewordene Träume, die eines Tages ausgeträumt und von einer armen Wirklichkeit abgelöst sein konnten.

Nein nur diesen Eindruck nicht stören! Nur hier stehen bleiben, unbekümmert um alles, was um einen her vor sich geht, unbekümmert auch um das, was in einem ist: Krankheit und der Tod und seine Furcht. Nur das Auge von dieser Zauberwelt auch nicht für die Dauer einer Sekunde wenden! Denn wenn man wiederkommt, wer gibt einem die Gewähr, daß dies alles dann noch da ist? Oder man auf leergewordenem Platz allein mit seiner Sehnsucht steht?

Es ist nicht wahr, daß Friedrich Vandekamp das Kunstverständnis fehlte, wie man zu Hause von ihm behauptete. Gewiß mangelte es ihm an der rechten Schulung, wohl auch an der technischen Kunsterfassung, die man fälschlicherweise für Kunstverständnis hält.

Dazu war er in seiner Vaterstadt zu gut geschult, besonders was die Architektur betraf. Zudem besaß er das seelische Einfühlen und die Begeisterungsfähigkeit. Und worin besteht Kunstverständnis, wenn nicht in diesen beiden?

Am nächsten Morgen stand er vor dem in gigantischer Schönheit vor ihm sich aufbauenden Palazzo Vecchio mit dem vierkantigen Turm auf der Piazza della Signoria, fuhr unmittelbar von ihm zum Palazzo Pitti, dessen in unerhörter Kraft übereinandergetürmte Felsblockmauern ihm inmitten der Kämpfe, die er jetzt täglich durchzumachen hatte, eine Welt voller Trutz und Widerstandsfreude entgegenstellten, wanderte durch die schattenspendenden Wege des Boboligartens zwischen immergrünen Stauden und ruhte auf den sonnendurchglühten Stufen des alten Amphitheaters.

Dann aber war es genug des Schauens. In den engen Gassen, durch die der Heimweg ihn führte, suchte er eine einfache Trattoria.

Den Arno entlang wanderte er an sorgsam gepflegten Gärten mit Lorbeerbäumen und lichtdurchflossenen Zedern vorbei, auf lang und breit sich erstreckenden Wegwindungen durch die herrliche Toskanische Hügellandschaft empor zur Kirche San Miniato, stand auf dem Kirchhof hoch oben auf sonniger Höhe.

Es begann zu dunkeln.

In einem Garten drüben jenseits der Straße zuckten die ersten Lichter auf. Feurig sprühende Musik warf ihre Wellen zu ihm hinüber.

„Café Michelangelo", las er über der Pforte und trat ein. An einladenden, von kleinen Stehlampen mit farbig frohen Schirmen erhellten Tischen saßen gedankenlos plaudernde, lebhaft aufeinander einsprechende und gestikulierende Menschen.

Es war gar nicht so leicht, einen Platz zu erhalten. Schließlich fand er einen abgelegenen Tisch, saß, immer noch in die Welt seiner Gedanken eingesponnen, in einer Gesellschaft fremder Menschen, hörte sie in einer fremden Sprache reden und beschränkte sich darauf, der vorzüglichen Musik zu lauschen, die Verdis Rigoletto spielte.

Da wurde seine Aufmerksamkeit auf einen Tisch abgelenkt, an dem ein junges Paar, ein Herr im Reiseanzug und eine schlankgewachsene Dame mit vollem blonden Haar, im eifrigen Gespräch mit einer älteren Dame saß.

„Deutsche, die sich auf der Hochzeitsreise befinden", sagte er sich, denn während sie mit artiger Beflissenheit auf das hörten, was die alte Dame ihnen erzählte, blieben sie in Wirklichkeit ganz unter sich, tauschten sehnsüchtige Blicke oder drückten sich verstohlen unter dem Tisch die Hand.

Es war ihm eine willkommene Zerstreuung, dies kleine Gaukelspiel verliebter Menschen zu beobachten, und seine Gedanken waren bei Timm und Anna Katharina, die jetzt gewiß auch in irgendeinem Garten an der Riviera saßen und das junge Glück ihrer Liebe genossen.

Da wurde er diesen Gedanken entrissen.

Die alte Dame, die zu merken schien, daß man ihr nicht mehr die Aufmerksamkeit entgegenbrachte, auf die sie Anspruch erhob, reckte den Kopf mit leichtem Unwillen in die Höhe, nahm die edelsteinbesetzte Lorgnette zur Hand, ließ sie über die Tische ihrer Umgebung schweifen, wandte auch dem seinen einen kurzen forschenden Blick zu.

Schon war er aufgesprungen, an den Tisch geeilt: „Sabinchen!"

Sie begegnete seinem Erstaunen mit ruhiger Gelassenheit.

„Schön, daß du da bist, Junge!" sagte sie, als wäre er von einem Spaziergang zurückgekehrt. „Ich wußte, daß ich dich treffen würde, die ganze Reise habe ich nach dir ausgeschaut. Nun aber möchte ich dich mit dem Freiherrn von Bieberstein und seiner jungen Gattin bekanntmachen, die mir die Freude machten, mich zu begleiten."

Die Bekanntschaft war nur eine kurze, denn sogleich, nachdem sie vorgestellt waren, empfahlen sich die beiden, sichtbar glücklich, eine so willkommene Gelegenheit zum vorzeitigen Aufbruch erhalten zu haben.

„Tragen einen hochadeligen Namen", sagte Frau Sabine, als sie gegangen waren, „und haben so wenig Erziehung, daß sie jedem auf die Nase binden müssen, daß sie auf der Hochzeitsreise sind. Zu meinen Zeiten galt so etwas als unsittlich. Und als ich mit meinem seligen Udo — es sind jetzt 60 Jahre her, und es war auch im Herbst — in die Sächsische Schweiz ging, denn damals reiste man noch nicht bis an die Riviera, da hat niemand gemerkt, daß wir uns vor acht Tagen verheiratet hatten. Doch nun, mein Junge, freue ich mich, dich endlich gefunden zu haben. Allzu erholt siehst du zwar noch nicht aus. Ich werde dich wohl hier mal bißchen in Pflege nehmen müssen."

Sie streckte ihm die Hand entgegen, deren blaßgrünliche Farbe eine braune Tönung angenommen hatte, die zu seinem offenbaren Vorteil auch das verwitterte hartknochige Gesicht durchzog.

Er konnte sich mit dem unerwarteten Wiedersehen nicht so schnell abfinden.

„Jetzt mußt du von dir erzählen. Und wie das alles so gekommen ist."

„Da ist nicht viel zu erzählen. Im Zoppoter Hotel wurde es mir allmählich doch ein bißchen eintönig. Und da auch das Wetter kühl und trüber wurde, machte ich mich auf, dir nachzufahren, nahm in Berlin den Luxuszug, hatte mein behagliches Abteil ganz für mich, aß gut, las ein einschläferndes Buch, legte mich zu Bett und wachte in Verona auf. Dann war ich auch bald hier. Und in einigen Tagen geht es weiter."

„Nach Rom? Oder Capri?"

„Nein. Ein häufiger Wechsel bekommt mir nicht. Ich gehe zurück nach Lugano und werde dort bleiben, solange es schön und warm ist. Willst du mich nicht begleiten?"

„Nein. Ich will nach Rom."

„Sieh einer an. Friedrich Vandekamp geht nach Rom. Was will er denn da?"

„Die Kunstwerke studieren."

„Das kannst du in Florenz auch."

„In Rom ist eine ganz andere Kunst."

„Aber in Florenz ist sie heiterer und hat mehr Sonne. Zu oft kann ich Ruinen und Trümmerstätten nicht sehen. Ich liebe das blühende Leben, wie es die Toskanische Landschaft hat."

„Die Campagna soll noch schöner sein."

„Mich macht sie melancholisch. Ich nahm einmal einen Wagen und ließ mich stundenlang die Via Appia entlangfahren. Es war wie eine Fahrt in den Tod."

„Wie eine Fahrt in den Tod", wiederholte er.

Sie fühlte, daß sie etwas gesagt hatte, was ihn nicht angenehm berührte. Sie wußte, daß er ein schwerkranker Mann war und sich deshalb auf eine so lange Reise begeben hatte. Aber sie ließ es ihn niemals merken.

„Laß uns unser Wiedersehen feiern!" brach sie ab und bestellte eine Flasche Chianti, schenkte auch selber in die Gläser und fuhr fort, ihre Reisepläne zu entwickeln: Daß sie den Winter in Berlin verbringen, des Abends ins Theater oder Lichtspiele gehen würde.

Aber er hörte nicht mehr zu.

„Erzähle mir von zu Hause!" unterbrach er sie, zögernd und doch mit einer gewissen Heftigkeit.

Ihr kam seine Frage wenig gelegen, sie wußte auch nicht recht, in welcher Weise sie ihm erwidern sollte.

„Man vermißt dich sehr", sagte sie schließlich.

„Auch Dörthe?" fragte er schnell.

„Die am meisten. Solange du da warst, hat sie es ja nie gewußt. Jetzt erst sieht sie, was sie an dir verloren hat. Es ist auch kein Wunder. Wie hast du sie verwöhnt! Auf Händen hast du sie getragen."

„Sind die Kinder gut zu ihr?"

Mit Ina ist es ja immer dasselbe kühle Verhältnis. Sie leben jeder ihr eigenes Leben. Aber war Frau Vandekamp anders zu mir? So etwas wird immer heimgezahlt. Dafür ist schon gesorgt."

„Und Timm?"

„Hat seine junge Frau, reist mit ihr in der weiten Welt umher und schiebt seine Rückkehr von einem Tag zum anderen auf. Nachher werden sie, wie du es gewünscht hast, in euer Haus ziehen."

„Ja . . . damit Dörthe nicht so allein wäre."

„Gewiß, aber wenn der Sohn eine Frau hat, verliert ihn die Mutter."

„Kommt Pfarrer Wendland nicht mehr zu ihr?"

„Er kommt öfter als je. Sie bespricht auch alles mit ihm, klagt ihm wohl auch ihr Leid. Dann sucht er sie aufzurichten und tröstet sie mit deiner Rückkehr."

„Woher weiß er, daß ich zurückkommen werde?"

„Er ist fest davon durchdrungen. Und einmal hat er noch etwas anderes gesagt. Es war nur für Ina bestimmt. Ich aber hörte es."

„Was hat er gesagt?"

„Daß er jeden Morgen und jeden Abend für dich betet."

Ein Zucken lief über Friedrich Vandekamps Lippen. Er sprach kein Wort weiter, fragte auch nicht mehr.

Eine übermächtige Bewegung arbeitete in ihm, weckte seine Sehnsucht, die nie gestorben, aus dem Schlaf, in den er sie mit seiner ganzen Willenskraft versenkt hatte. Ihm war, als müsse er auf der Stelle aufstehen, in den nächsten Zug steigen, der gen Norden fuhr, heimwärts reisen, seine Frau, Ina wiedersehen.

Aber nein! Noch war die Zeit nicht da. Noch war seiner Wallfahrt kein Ende.

Ein Wind zog auf, brachte einen kühlen Hauch mit sich. Die Tische begannen sich zu leeren, und die Musiker packten ihre Instrumente ein.

„Es wird Zeit, daß wir uns auf den Heimweg machen", meinte sie, „ich muß mich noch zum Essen umkleiden, und, wenn mir das Hotel auch eine Zofe stellt, so dauert es immerhin eine halbe Stunde."

Am Morgen holte er Frau Sabine zu dem verabredeten Besuch der Sehenswürdigkeiten ab.

Eine Weile mußte er in ihrem Empfangszimmer warten. Dann erschien sie im sorgsam gewählten Straßenkleid, reichte ihm die Hand zum Kuß, bestellte den Wagen, und sie fuhren zuerst zur Galleria degli Uffizi, wo sie ihn zu Rafaels Madonna mit dem Stieglitz führte, zu Tizians Venus auf dem Ruhelager und der Medizeischen Venus.

Dann sahen sie in den Sälen der Toskanischen Schule herrliche Gemälde.

Sein Bedarf war jetzt reichlich gedeckt. Das viele Beschauen hatte ihn angestrengt, er mußte sich mehrere Male auf den in den Sälen aufgestellten Bänken niederlassen.

Frau Sabine aber war unermüdlich, fand immer etwas Neues, was er unbedingt sehen mußte, und ruhte nicht, bis sie ihm an jedem Bilde ihre kurzen, immer zutreffenden Belehrungen eingeflochten hatte.

Er bewunderte sie wegen ihrer jugendlichen Begeisterungsfähigkeit, empfand ihr gegenüber aber eine schmerzliche Enttäuschung: diese Bilder, so schön sie waren, gaben ihm nicht, was er in ihnen gesucht hatte, sie richteten an ihn nicht den Ruf der Heimat.

Frau Sabine merkte sehr bald, was in ihm vorging. Und da sie trotz ihres hohen Alters immer noch die Gabe einer leichten Einstellung besaß, so sann sie auf andere Wege.

„Ich mache dir einen Vorschlag", sagte sie zu ihm. „Wir werden uns draußen einen Einspänner nehmen — man fährt sehr angenehm in diesen kleinen Florentiner Droschken —, uns ein wenig spazierenfahren lassen und irgendwo frühstücken. Fühlst du dich dann neu gekräftigt und hast du Lust, so besuchen wir noch die Medici-Kapelle."

Und hier geschah das kaum noch erwartete Wunder.

In wortloser Andacht stand Friedrich Vandekamp vor Michelangelos „Morgen" und „Abend", hörte nicht mehr auf Frau Sabines auch hier kenntnisreiche und wohlgesetzte Erläuterung, sah mit eigenen Augen, erlebte mit pochender, aus geruhigem Schlummer geweckter Seele das Leid in dieser gramvoll hingelagerten Frauengestalt, daß sie wieder zu einem Tag erwachen und sich rüsten mußte, der nicht einen Wunsch ihrer nie verstummenden Sehnsucht erfüllen würde. Erlebte den männlich gehaltenen Schmerz in diesem „Abend", der müde und ermattet zu traumgeschrecktem Schlaf sich streckt.

Das waren Züge von ihm selber, war Fleisch von seinem Fleische und Blut von seinem Blute.

Dabei stimmten sie ihn nicht schwermütig, sondern erhoben ihn in demselben Maße, wie sie ihn beugten.

„Ich kann dir nicht ganz folgen", unterbrach er Frau Sabines, die hoffnungslose Düsterkeit dieser Skulpturen hervorhebende Erklärung. „Dieser Mann legt sich nicht zur zeitigen oder zur ewigen Ruhe nieder, wie du sagst. Er weiß, daß es im Leben keine Ruhe gibt, er sucht sie gar nicht, er will sie nicht einmal. Er ist vielleicht ein Kaufmann, der den ganzen Tag gearbeitet und disponiert, sicher auch Gewinne und Erfolge zu buchen hat. Jetzt aber, wo die Stille der Nacht sich auf ihn senkt, kann er an der Frage nicht vorbei: Was für einen Sinn hat das alles? Wozu tust du es? Und für wen?"

Solche grübelnden und schwermütigen Gedanken waren ganz und gar nicht nach Frau Sabines Herzen.

„Schön, mein Junge", brach sie das Gespräch ab. „Fasse du es nach deiner Weise auf und lasse mir die meine. Jetzt aber ist es genug für uns beide. Ich werde dich in deine „Stella d'Italia" fahren, dann werden wir uns ein wenig hinlegen, damit wir frisch und besserer Dinge zum Essen ins „Grande Bretagne" kommen."

Sie speisten zu Zweien. Und wie in alten Zeiten machte Frau Sabine die Wirtin, erzählte von ihren Festen in Werra, war gesprächig und bei froher Laune.

Nur, als sich die Tafel infolge der vielen Gerichte und der verschiedenen Weine, die sie zu einem jeden schenken ließ, etwas länger hinzog bemächtigte sich ihrer eine Unruhe, deren Grund nicht lange verborgen blieb.

Denn ein älterer, fein geschniegelter Herr trat an ihren Tisch, küßte ihr ritterlich die Hand und flüsterte ihr ein paar Worte in das mehr aufnahmefähige linke Ohr.

„Wir machen jetzt ein kleines Spielchen", sagte sie zu ihrem Schwiegersohn, indem sie sich erhob. „Du wirst hoffentlich auch bei der Partie sein."

Und bei diesem gleich darauf einsetzenden kleinen Spielchen, das bald ein großes Spiel wurde, blieb Friedrich Vandekamp, obwohl er es nur mit Widerstreben mitmachte, der Sieger und gewann im Verlauf des langen Abends einen Einsatz nach dem anderen.

„Als bildest du eine magnetische Anziehungskraft für das Geld", sagte er zu sich selber, „so kommt es dir auf jede erdenkliche Weise zugeflossen, rollt förmlich auf dich zu.

Als wärst du ihm verfallen!"

Etwas Unheimliches lag für ihn in dem Gedanken.

Schon am nächsten Morgen schickte er den gesamten Betrag nach Deutschland für die Winterhilfe.

*

Frau Sabine war nach Lugano abgereist.

„Seltsam", sagte Friedrich Vandekamp, „ich hätte es nie für möglich gehalten, daß ich die alte Frau einmal vermissen, ja, daß ich mich nach ihr bangen würde."

Schön und erquickend ist die selbstgewählte, aber furchtbar die aufgezwungene Einsamkeit. Härter als je empfand er sie nach Frau Sabines Abreise.

„Wenn ich doch einmal einen Menschen fände — irgendeinen, mit den ich besprechen könnte, was ich erlebe, die Eindrücke, die ich in mich aufnehme, teilen könnte! Aber der werde ich hier nicht finden. Und nicht in Rom. Und wohin ich den Fuß auch setzen werde. Hier und überall werden die anderen ebenso gleichgültig an mir vorübergehen wie ich an ihnen."

Am liebsten wäre er jetzt umgekehrt und heimwärts gefahren. Denn eine nie verstummende Sehnsucht nach Deutschland zehrte an ihm, ließ ihn nirgends Rast und Ruhe finden.

(Fortsetzung folgt.)

Der goldene Hering.

Anekdote von Paul Renovanz.

Der Schankwirt hatte erst vor kurzem die Kneipe in der Wiener Vorstadt übernommen. „Die Zeiten sind schlecht, und die Lage, die das Beisel hat, ist nicht besser", seufzte er. Indessen war ihm das unruhige Jahr achtundvierzig doch nicht spektakelig genug, um nun ganz die Segel zu streichen. Vielmehr überlegte er, wie er seiner Trinkstube größeren Zuspruch verschüfe. Also kam er auf den Gedanken, sich die Zecher mit List ins Haus zu ziehen.

Er ließ durch Handzettel und in den Blättern verbreiten, ein jeder, den es danach verlange, möge sich bei ihm einen goldenen Hering holen. Basta! Mehr verriet er nicht. Er kannte seine Pappenheimer. Der Hering stak am Angelhaken einer unerhörten Auslobung, und unser Mann rechnete mit der Begehrlichkeit der Müßiggänger, denen der Nickel wohl lose im Hosensack klimpert, die aber gar zu gern ohne vieles eigenes Zutun zum Vielfachen ihres lockeren Besitzes gelangten.

Ein goldener Hering ist ein seltener Fang, daher waren genug lüstern auf solche Speise. So strömte dem Wirt, der seinen Witz in die gedruckte Verheißung und in das magische Wort gesteckt hatte, der Schwalch der Erpichten zur Haustür herein, die denn auch sogleich an den gescheuerten Tischen das Netz ihrer lärmenden Erwartung ausspannten. Der Schlaukopf pries den aufgeweckten Sinn seiner Gäste, die sich, einer Kurzweil so wohlgesinnt zeigten; sodann beglückwünschte er sich, mit allem, was er an rinnendem Labsal in Faß und Flasche habe, zünftig dienen zu dürfen. Doch bevor er sich anschickte, vom Besten zu zapfen, möge man sich noch eine Weile gedulden. Es gelte erst für die werten Gäste eine kleine Lotterie zu veranstalten — wenigstens eine Art von Lotterie.

Das hörten sich die Leute reichlich verdrossen an. Man ließ das Maul hängen und hielt dem Sprüchemacher polternd aus Virginiaqualm entgegen, sie seien der Kundmachung wegen hergekommen, aber nicht willens, einem Wohlredner auf den Leim zu kriechen. Eigens seinetwegen hätten sie ihre Hantierung vernachlässigt, und wenn er nicht augenblicks zu seinem Wort stehe, dann würden nicht ihnen, sondern ihm die Augen übergehen. Die Zeiten des Gimpelfangs seien vorbei. Endgültig, und nicht nur in der Politik. Verstanden?

Dem Dicken wurde siedig unter der Haut. Aber mit einem Lächeln, glatt und aufmunternd, wie es zum Gewerbe gehört, beschwichtigte er die Zürnenden: „Gebt Ruh und schaut mal dorthin! Da, die füllige Tonne an der Schankbank — seht ihr sie? Sind isländische Heringe drin, zart im Fleisch und gering an Gräten; unter ihnen ist der goldene. Somit verdiene ich nicht euern Tadel, sondern mindestens einen Kreuzer am Stück, wenn ich euch jetzt zu einem Imbiß einlade. Doch wer das ausgelobte Fischlein, dem ein blanker Dukaten im Leibe steckt, wer das erwischt — der, sag' ich, mag sich seiner redlich freuen. Grund hätte er dazu. Nun nicht gesäumt und laßt's euch alle schmecken."

Da klappten jach die Messer auf, und aus den schon wässernden Mäulern hallote Beifall. Die Gesichter, flammend in hitziger Begier, wandten sich stracks dem Fischfaß zu. Mit aufgekrempelten Hemdärmeln fuhren die Lärmenden in die Tonne, und war mancher unter ihnen, der sich der Beute gleich händeweis versah. Die Klingen säbelten, und die Kiefer mahlten. Da hatte keiner den Schlund so leer, daß er einen Schnaufer zu wenig tat; aber niemand auch Obacht, mit dem goldenen Brocken zugleich einen zerkrachten Zahn zu schlingen.

Und im Schlucken quollen ihnen die Augen aus dem Kopf. Klagte einer: „Fahr auf, Wirt! Mir brennt das Salz noch die Kehle zusammen." Würgten und murrten die anderen: „Wolfsmilch kann nur milder giften."

Flog wie prasselnde Rakete Brüllen auf zur Balkendecke: „Heraus endlich mit Spund und Pfropfen. Schaff an, dein Fisch will schwimmen!"

Da schwenkte der Wirt Kannen und Becher und warf sich, im Kielwasser dienstwilligen Weibervolks, in den Ansturm der Lechzenden. Es war jedoch nicht ganz spitz zu kriegen, was ihm in diesem Augenblick wohl mehr vom Antlitz troff: Speck oder Freudenzähren.

Doch wie sie so tranken und sich die Bärte wischten, dieweil Blicke und Münder dröhnend bestätigten: Hat uns gründlich

reingelegt, der verdammte Kerl! — da fischte sich einer, der das Trinken bisher knickrig überschlagen, aus trübstem Lakenrest den letzten Gründling, den Goldenen. Vom klaffenden Kiemendeckel blitzte es metallisch. Ein Schneider war's, dem sein Wappentier sich so wohlgesinnt erwies. Behende barg der Schmächtige die Münze im Brustlatz und entschloff dem Aufruhr der Zechenden, um draußen den Brand in der Kehle mit Pumpenheimer zu löschen.

Rätsel des Bauopfers.

Wurden einst in Brücken Menschen eingemauert?

Von August Straub.

Die ursprüngliche Form des Bauopfers: Lebende Menschen in das Fundament eines Bauwerkes einzumauern, um es für die „Ewigkeit" beständig zu machen, geht auf älteste Glaubensmeinungen zurück. Der Mensch dringt mit dem Neubau in das Bereich dämonischer Erd- und Wassermächte ein, die wieder versöhnt werden müssen. Diese älteste Herkunft des uns heute fürchterlich erscheinenden Brauches erklärt gleichzeitig seine Verbreitung über die ganze Erde.

Bei den europäischen Völkern wurde das Bauopfer besonders im Mittelalter gebracht und da wiederum beim Bau von Burgen, Stadtmauern, Klöstern, Brücken und Deichen.

Im Detmolder Schloß ist ein Gefangener eingemauert worden. In Tirol lebt die Sage von einer eingemauerten Burgfrau, die zwölf Kinder zugleich gebar. Und in der Lahnbrücke zu Limburg schläft ein eingemauerter ungetreuer Zöllner. In Thüringen hält sich hartnäckig das Motiv von der eingemauerten Nonne, sowie von der Einmauerung als Sühne für ein verbotenes Liebesverhältnis; doch scheinen das Abwandlungen oder spätere Umdeutungen zu sein.

Als glaubwürdig ist der folgende Bericht verbürgt. Als im Jahre 1463 der Nogatdamm brach und durch nichts auszubessern war, warf man einen Bettler in die Lücke, und sofort ließ sie sich ungehindert zuschütten. Ja, noch im Jahre 1841 galt in Halle die Meinung, daß die neue Brücke nur dann Bestand hätte, wenn einer lebendig eingemauert werde. Derselbe Volksglaube wurde beim Bau der Eisenbahnbrücke über das Göltschtal gefunden.

Besonders stark tritt im Mittelalter das Opfer von Kindern hervor, die man armen Müttern oder Zigeunerinnen abzukaufen pflegte. Als Kaiser Otto I. das Krökentor zu Magdeburg errichtete, ließ er das Kind der kaiserlichen Kammerfrau einmauern, das sie freiwillig opferte. Die hessische Volkssage von der Erbauung der Burg Holzheim enthält sogar alle Einzelheiten von der Einmauerung eines Armeleutkindes. In die Befestigungsanlagen von Hermannstadt sollen die Bürger sogar einen Studenten lebendig eingemauert haben.

Inwieweit viele Chronik- und gar die meisten Sagenstellen nun auf Wahrheit beruhen, ist eine andere Frage. Unter Umständen geben viele örtliche Gespenstersagen einen Anhaltspunkt. Im 19. Jahrhundert hat man bei der Niederlegung von alten Bauwerken öfters Skelette und Kindersärge gefunden. Einen einwandfreien Beweis für das Vorliegen eines Bauopfers stellte indes kein einziger dieser Funde dar.

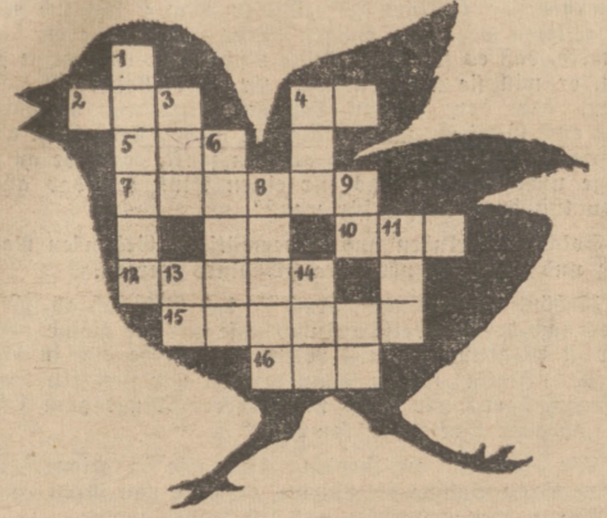
Mit der allmählichen Zersetzung des Volksglaubens milderten sich auch die Sitten. Tiere, Münzen, Spielkarten, ja, Schatten wurden eingemauert. Bekannt ist die Geschichte von dem Hahn, den der Baumeister der Frankfurter Mainbrücke vor sich hertrieb und damit ein menschliches Bauopfer ersetzte. Denn daß man auch bei uns lebende Menschen einmauerte, steht jenseits alles Zweifels. Davon singt sogar das überall anzutreffende Kinderspiel:

> Maurer zur Brücke!
> Wer hat sie zerbrochen?...
> Den letzten wollen wir fangen
> Mit Spießen und mit Stangen.

Seltsam oft kehrt gerade die Magdeburger Brücke in den ältesten Lesarten dieses Liedes wieder.

 **Rätsel-Ecke** 

Kreuzwort-Rätsel.



Senkrecht: 1. Frühlingsfest. — 3. Geographischer Begriff. — 4. Mohammed. Männername. — 6. Musikinstrument. — 8. Spiel beim Skat. — 9. Persönliches Fürwort. — 11. Feierliches Lied (Gedichtart). — 13. Gold (französisch). — 14. Naturerscheinung.

Waagerecht: 2. Teil des Baumes. — 4. Flächenmaß. — 5. Zeitabschnitt. — 7. Klagelied. — 10. Hauptstadt Italiens. — 12. Mündungsarm der Weichsel. — 15. Weiblicher Vorname. — 16. Tonart.

*

Ein Dichter des Gemüts.

— ? — Singstimme
— ? — Wurfspieß
— ? — Antilopenart
— ? — Raubfisch
— ? — Tonart

An Stelle der Striche und Fragezeichen sind Buchstaben zu setzen, um die angedeuteten Wörter zu finden. Die senkrechte Fragezeichenreihe ergibt einen bekannten Dichter.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 59.

Besuchskarten-Rätsel: Herren- und Damenschneider.

*

Ergänzungs-Aufgabe:

Wein, Ilse, Egon, Garn, Echo, Wehr, Oder, Note, Nerz, Ebro, Nies
= Wie gewonnen, — so zerronnen.

*

„Wie heißt der Spruch?":

> Mach' dir dein Herz zum Haus,
> Wo du, dein eig'ner Gast,
> Gehst freundlich ein und aus,
> Wohl wissend, was du hast;
> Verlern' auch nicht dabei,
> In diesem Haus zu lachen:
> Die Welt kann vielerlei,
> Nur selten: glücklich machen.

Otto Promber.

*

Rätsel: Eier — Bier.

Verantwortlicher Redakteur: i. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z. o. p., beide in Bromberg.